

Gnade sei mit euch und Frieden von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus.

Im Haus eines meiner Nachbarn im Erzgebirge hockte bis vor wenigen Jahren in der Stube in einem fahrbaren Stuhl der Onkel. Seine Hände und Beine waren steif und kalt, nur die Augen bewegte er noch, langsam von links nach rechts und wieder zurück, hin und her, aber es war ungewiss, was er sah. Der Landarzt war ohnehin erstaunt, dass der Alte noch lebte, und erweckte mit seinen schnellen Handlungen an ihm, vor allem der immer etwas nachlässigen wöchentlichen Kontrolle der Wundstellen am Gesäß, den Eindruck, ihn nicht mehr recht in seinen Bereich zu zählen, zu den menschlichen Körpern mit Gebrechen.

Wenn er gefüttert wurde, aß der Alte, kaute, was es gab, so genau und gleichmäßig wie ein mechanisches Spielzeug. Es war nicht erkennbar, ob ihm etwas schmeckte. Er nahm auch keinen Anteil an dem, was im Raum geschah – aber es würde, so der Nachbar, nachts eine Stimmung von ihm ausgehen, die beruhigte und gut schlafen ließ.

Manchmal gab der Onkel Laut, immer dasselbe schnarrende „Arrrr“, ohne Modulation, ohne äußeren Grund, so wie eine Fußbodendiele unvermittelt knarrt, wenn es im Frühjahr warm wird.

Er war von der Ostfront heimgekommen, als diese schon mitten in Preußen stand, mit einem Loch im Hinterkopf, verdeckt von einer runden Metallplatte, die er stolz zeigte: sein stahlveredelter Schädel. Die Mädchen durften die körperwarme Zier berühren, als er noch zum Tanz ging.

Das Loch darunter aber wurde zu einem unsichtbaren Strudel, der beständig Durst hatte. Der Trichter trank die Wörter leer, bis sie nur noch trockene Hüllen waren, die der Onkel gleichförmig sprach, ohne Regung und Betonung. Irgendwann zerfielen die aufgereihten Lautkokons, und er verstand keine Sätze mehr, die sich nicht aus den einzelnen Wortbedeutungen ergaben. „Mutter kocht Kartoffeln“, das verstand er. Aber er wusste nicht weiter, wenn ihn jemand fragte: „Was kocht deine Mutter?“

Das Loch verschluckte immer schneller Wörter, ganze Wortgruppen. Sie standen ihm plötzlich nicht mehr zur Verfügung, und mit ihnen verloren sich seine Tagesrhythmen. Er ging nicht mehr spazieren, fütterte auch nicht mehr die Hühner und stand, wenn er doch einmal das Haus verließ, verloren im Garten.

Schließlich hörte er ganz auf zu sprechen. Aufgestellt wie ein Schränkchen saß er im Winkel am Fenster in der Stube, saß dort, als die Mutter starb, als die Geschwister starben, nun bewohnte der Neffe das Haus mit dem Onkelrest.

Ich sagte, der Onkel hätte manchmal einen knarrenden Laut gesprochen. Das ist nicht ganz richtig. Einmal bat mich der Nachbar sonntags in der Frühe in seine Wohnung. Ich sei doch Theologe, er müsse mir etwas zeigen. Wir warteten auf das Geläut eine halbe Stunde vor Beginn des Gottesdienstes im Dorf. Der Klang der Kirchenglocken wehte bei Ostwind klar, bei Westwind sehr leise über den Hang in die Senke hinunter, wo unsere Häuser sich am Bachlauf reihten.

Als die tiefste Glocke zu schlagen begann, flüsterte der Alte vernehmlich: „Vaterrr ...“ Seit einigen Wochen würde er das plötzlich tun, erzählte mir der verstörte Nachbar, und er verband das mit unruhigen Fragen: Ist der Onkel vielleicht wacher, als sie immer dachten? Stellte er sich nur stumm aus einem Mangel an Sprechbedürfnis und hörte dafür umso genauer hin? Und weiter: War er gläubig? Noch von weit früher aus der Vorkriegszeit her, als er zwei Jahre lang jeden Mittwoch über den Hügel zum Konfirmandenunterricht lief?

Am nächsten Sonntag hockten wir wieder beim Onkel, setzten uns neben ihn auf zwei Melkhocker und warteten. Seine Augen liefen hin und her. Er schien uns nicht zu bemerken. Wir schwiegen. Nach einigen Minuten ertönte die Glocke, sehr deutlich in der Stille zu hören. Aus dem Mund des Onkels drang ein etwas moduliertes Schnarren: „Varrrrrr ...“

War die Wortähnlichkeit nur Einbildung? Wir waren unsicher. Bis zum nächsten Mal mussten wir nur drei Tage warten, dann war Buß- und Betttag. Als die tiefe Glocke über den Hügel hin tönte, war nun sofort deutlich wieder ein „Vatrrrr ...“ zu hören.

Spielte er mit uns? War es ein letzter Kommunikationsversuch? Wusste er, was er sagte, wenn er „Vater“ flüsterte? Nach Jahrzehnten Schweigen? Könnte vielleicht sein wirklicher Vater gemeint sein? Der seit Jahrzehnten tot war? Oder war es die Metapher, der Gebetsanfang des „Vaterunser“, wie der Nachbar vermutete?

Damit aber hörten die Fragen für mich nicht auf, ich trug sie hinüber in mein Haus: War er, der nichts sonst mehr sprechen und wohl auch denken konnte, womöglich ein Betender? Einer aber, der gar nicht mehr wusste, was ein Gebet ist und nur eine Lautfolge aussandte, wohin? Einen Atemzug ins Offene?

Doch wer kann sagen, wo Gott erfahren wird und wo nicht? War dieser Mann mit der Metallplatte am Kopf, der alles vergessen hatte, vielleicht einer, der tief in Gott ruhte? Ohne „ihn“ und „sich“ mehr zu kennen? Ein Berufener im Herrn? Eins mit einem tiefsten Geheimnis, das vor allem Bewusstsein lag? Bohrend hallte der alle Religionspraxis unterwandernde Satz von Meister Eckart in mir nach: „Der wahrhaft Betende weiß nicht, dass er betet.“

Was hat Glauben zu tun mit dem, was ich sagen kann? Was hat er zu tun mit Sprachkenntnissen, mit Prozessen im Gehirn, mit Informationsverarbeitung und verschalteten Nervenzellen? Ist er Denken und Deuten? Oder was sonst?

Da aber las ich, wieder in meinem Haus am späten Abend, im Matthäusevangelium, wie Jesus sagte: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dies Weisen und Klugen verborgen hast und hast es Unmündigen offenbart.“ Und weiter: „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“

Das hieße nun doch, mit dem Onkel im Nachbarhaus gedacht: Egal, ob ich verstehe oder nicht, ob ich die Worte klug und kundig auslegen kann oder nur als wirren, warmen Sound höre, gar nicht unterschieden vom Windgeräusch am Dach, egal, ob einer nur noch das Wort „Vater...“ flüstern kann, ohne das Wort noch zu kennen, der Unmündigste, noch ohne einen Ausdruck für sich selbst – das wirkliche, das tiefste Lebensgeheimnis ist nicht berührt von dem, was wir verstehen können. Es heißt: „Kommt her zu mir *alle* ...“ In diesem Ruf Jesu blitzen Dimensionen auf, die tiefer reichen als alles Sprechen und Verstehen, als alle Gehirnprozesse und alles Selbstbewusstsein des Menschen.

Diese Worte Jesu sind so einfach, so erschütternd einfach, dass alles Wissen und Denken versagt. Niemand will hier etwas von mir. Keine Interessen sind hier verborgen, keine versteckten Kosten, keine Weltveränderungsprogramme, keine Ideologie. „Kommt ...“ – ganz klar und schlicht. „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid ...“ In diesem „Kommt“ stecken keine heimlichen Bedingungen, darin ist nichts klein Gedrucktes verborgen. Dieser Ruf gilt den Kirchenfrommen genauso wie den der Kirche Fernstehenden, er gilt den Glaubensgewissen genauso wie den Zweiflern. Dieser Ruf unterwandert alle Unterschiede, ob Mann oder Frau, fremd oder einheimisch, ob gebildet oder schwer vermittelbar, ob arm, ob reich, *alle* sind gemeint. Ja, ich bin auf einer tieferen Ebene angesprochen, als es das Wörtchen „Ich“ und alle Identität überhaupt einzufangen vermag. Alle, die auf diesen Ruf hin losgehen, mich einbegriffen, wissen nicht wirklich, was mit ihnen geschieht. Sie tun alle nichts anders, als „Vater ...“ zu flüstern, ohne eigentlich zu wissen, was sie sagen. Aber das ist auch nicht mehr wichtig, denn angesichts dessen, was hier von Jesus verschenkt werden will, verblasst alles, worüber wir Worte machen können.

Was ist es, was er schenkt? Es hat keinen Namen, und wenn es sagbar wäre, würden diese Wörter nichts bedeuten – so wie das Wort „Liebe“ nichts bedeutet, wenn zwei sich lieben. Wo

wir gar nichts mehr benennen müssen, dahin geht der Weg. Wo ein geflüstertes „Vater ...“ alles sagt, dort „werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“

Ich stehe heute hier in einer Kirche, in der sich soviel Arbeit und Kreativität verbirgt, soviel Lebenskraft. Ich bin hier bei Ihnen in Ihrer lebendigen Gemeinde zu Gast an einem Tag, wo Sie feiern, was Ihr Engagement und Ihre Träume, Ihre Beharrlichkeit und Ihr Glauben vermocht haben. Im Grunde ist dies die Fortsetzung des Rufes Jesu „Kommt ...“. In diesem Ruf schwingen wir, in diesem Ruf klingen und leben wir. In diesem Ruf werden wir zu Menschen: „Kommt, kommt her zu mir *alle* ...“ Hören Sie? Die Steine, der Altar, die Bilder ... sie alle hallen in diesem Ruf wider: „Kommt ...“

Nun, der Onkel im Haus des Nachbarn und die Fragen, die er in mir auslöste, weisen einen Weg, der modernen Menschen ungewöhnlich erscheint. Der Ruf Jesu wird gehört von „Unmündigen“, wie Jesus sagt, von denen also, die nicht viel verstehen, die vielleicht gar nichts verstehen, die gar nichts aus sich machen und auch nicht viel erwarten können – aber sie können um so überraschter hören, was ihnen hier zugerufen wird. Dieser Ruf hat nichts zu tun mit dem, was wir leisten können. Er hat nichts zu tun mit persönlichem Standing – dieser Ruf ist so tief und so einfach, das er alles weit zurücklässt, was Menschen aus sich machen können.

Nur folgen kann ich – oder eben nicht. Wenn ich aber diesem Ruf folge, dann führt er mich ins Offene, in eine Weite, die so groß ist, dass erschrocken schweigen muss. Da kann auch ich nichts weiter als „Vaterrr...“ flüstern. Nichts habe ich in der Hand – und alles wird mir gereicht. Nichts kann ich fassen, aber ich kann losgehen auf diesem Ruf hin, und in meinem Gehen wird der Ruf wahr, und ich erfahre seine Wahrheit. Sagen kann sie nicht, aber ich kann sie leben im Gehen: „Kommt her zu mir *alle* ...“

Und so will ich diese Predigt, die ich aus dem Mund des Onkels des Nachbarn hörte, und ich habe versucht anzudeuten, was er mir einsilbig sagte, und weil es so schwer ist von dem Einfachsten zu reden, will ich mit einer Geschichte schließen. Es geht um einen Verwandten des „Vaterrr...“-Flüsterers, einem Grenzgänger, wie diesem, ja, und er zeigt uns, wie man dem Ruf Jesu folgen kann:

Jeden Morgen ging Nasredin mit einem Esel über die Grenze. Das Tier trug immer zwei große Körbe voll Stroh. Den Grenzern gestand Nasredin frei heraus, dass er ein Schmuggler sei, und er wurde jedes Mal durchsucht mit allen Mitteln und aller Genauigkeit. Die Strohbälle wurden durchwühlt, gesiebt, ins Wasser getaucht und sogar mehrmals verbrannt. Aber man fand nie etwas, und Nasredin wurde immer reicher und wohlhabender. Schließlich setzte er sich zur Ruhe und zog fort. Nach Jahren traf ihn einer der damaligen Zollbeamten wieder und

fragte: „Nasredin, jetzt könnt Ihr es mir doch verraten. Was habt Ihr damals geschmuggelt, als wir nie etwas fanden?“ Nasredin antwortete: „Esel.“

Dies ist es, was wir heute feiern: Nicht das leere Stroh, nicht etwas, was man finden und sagen und festhalten kann, sondern den Weg Jesu selbst und uns, die wir unmündig wie die Esel diesen Weg gehen und seinem Ruf folgen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Wo unsere Worte versagen, Herr,
leuchtet dein Licht.
Dort geht auf dein Schweigen,
aus dem alle Worte entstammen.
Öffne uns, Herr,
deiner Gegenwart,
die mehr ist,
die lebendiger ist als alle unsere Sprache,
all unser Denken und Glauben.
Amen.